

Nr. 67. Bromberg, den 7. Mai 1925.

Frau Mirjam und ihre Töchter.

Ein Roman aus geweihten Landen
von Erich Friesen.

(7. Fortsetzung.)

IX.

Der nächste Tag vergeht, ohne daß Abdallah sich blicken läßt.

Frau Mirjam und Irmgard atmen erleichtert auf. Gerhilde jedoch bedauert diese unerwartete Zurückhaltung. In ihrem mutwilligen Köpfchen spukt ein ganz anderer Feldzugsplan. . . .

Sie hat die alte Nähmaschine aus ihrer Verborgenheit neben der Kommode hervorgeholt und ans Fenster gestellt. Daneben liegen ganze Haufen abgerissener Wäsche- und Kleidungsstücke. Auf die verwunderte Frage der Schwester, was das bedeuten solle, antwortet sie nur mit geheimnisvollem Lachen.

Den ganzen folgenden Tag horcht sie bei jedem Schritt draußen vor der Haustür auf.

Endlich gegen Abend das erwartete brutale Pochen.

Während Frau Mirjam erschrocken zusammenfährt und Irmgard widerwillig geht, um zu öffnen, eilt Gerhilde an die Nähmaschine.

Schon von weitem begrüßt den eintretenden Beduinen das laute monotone Geklapper.

Mit leichtem Kopfneigen nimmt Gerhilde von Abdallahs Anwesenheit Notiz, ohne sich in ihrer Arbeit stören zu lassen.

Einer stummen Einladung Frau Mirjams Folge leistend, nimmt der Beduine auf dem Sofa Platz. Mit zusammengezogenen Brauen schielt er seitwärts nach der rasselnden Nähmaschine.

„Hm — kann das Ding da nicht —"

Seine Worte verhallen in dem Gerassel der Maschine.

Die Unterlippe beängstigend weit vorgeschoben lehnt Abdallah sich ins Sofa zurück. Sie muß ja einmal aufhören, diese entsetzliche, ohrenzerreißende Maschine!

Endlich!

Gerhilde wirft ein beendetes Wäschestück beiseite und greift zu einem anderen.

„Eh, kleines Fräulein!" ruft der Beduine herüber. — „Abdallah möchte ein wenig plaudern. Kann das Ding da nicht —"

Aufs neue rasselt die unbarmherzige Maschine los, jedes weitere Wort verschlingend.

Wiederholt versucht Abdallah eine Unterhaltung anzuknüpfen. Unmöglich. Gerhilde bearbeitet die Maschine mit einer wahren Wut, und Frau Mirjam, die bald den mutwilligen Streich ihrer jüngsten Tochter begreift, läßt sie still lächelnd gewähren.

Schon beginnt der Beduine unruhig auf seinem Sitz hin und her zu rücken. Heute ist „Ramadan", der mohammedanische Fastentag, und Abdallah beginnt, seine Folgen zu spüren.

Aufs strengste werden die Forderungen des „Ramadan" von jedem gläubigen Mohammedaner befolgt.

Kaum, daß früh gegen fünf Uhr über den Höhen des Ölbergs das erste Tüpfelchen vom Sonnenaufgang erflimmert — bum! kracht von der Davidsburg her ein Kanonenschuß, allen Mohammedanern mit Donnerstimme verkündend, daß jetzt das Fasten beginnt.

Allmählich versinkt der ganze Islam Jerusalems in ein großes Entbehren. Kein Morgenimbiß, kein stärkendes Mittagessen, keine Zigarre — nichts. Überall auf den Gassen, in den Bazaren, in den Moscheen — Hungern und Beten.

Erst zur Abendstunde, wenn die Sonne hinter den Felshöhen des Gebirges Juda niedersinkt, alle Schluchten mit goldenem Schimmer erfüllt, die Profile der Berggipfel mit glühendem Rot betupft und den ganzen westlichen Himmel in Brand steckt — sobald diese Riesenglut versprüht und das letzte Lichtstreifchen am Himmel verblichen ist — — bum! erdröhnt von neuem der Kanonenschuß: das Zeichen, daß der „Ramadan" beendet ist.

Voll Sehnsucht wird von dem ganzen hungernden Islam dieser erlösende Kanonenschuß erwartet.

Auch von Abdallah.

Wiederholt schon zog er seine Uhr aus seinem Burnus heraus. Sein Magen knurrt. Das Wasser läuft ihm im Munde zusammen. Sehnsüchtig spähen seine Augen durch das niedrige Fenster hinaus, ob sich nicht bald die heißersehnte Dämmerung herabsenkt auf das hungrige mohammedanische Jerusalem . . . .

Und wieder zieht er die Uhr.

Noch eine Viertelstunde!

Und keine Anstalten zu einem Imbiß. Nur das unaufhörliche Rasseln der Nähmaschine, das heute dem ausgehungerten Beduinen besonders auf die Nerven fällt.

Schon überlegt er, ob er nicht diesem ungastlichen Haus den Rücken kehren und in einem nahegelegenen türkischen Restaurant den Kanonenschuß abwarten soll.

Doch nein. Wie würde die „wilde Katze" dort an der Höllenmaschine lachen, wenn er nachgäbe!

Abdallah und nachgeben? Niemals!

Er entschließt sich also, zu bleiben — entstehe daraus, was da wolle! . . .

Endlich hält er es nicht mehr aus. Er steht auf und nähert sich Gerhilde.

„Eh — möchte meine Taube nicht mit dem Ding da aufhören und mir eine Tasse Mokka oder Tee reichen? Und etwas Gebäck?" schreit er ihr ins Ohr.

„Gern. Aber nur, wenn Irmgard inzwischen meinen Platz einnimmt", lautet die auffallend liebenswürdige Antwort. „Komm, Irmgard!"

Ein verständnisinniger Blick zwischen den Schwestern genügt.

Irmgard setzt sich an die Nähmaschine. Von neuem beginnt das Rasseln, während Gerhilde leichtfüßig nach der Küche eilt. Schon nach fünf Minuten kehrt sie mit dem gewünschten Imbiß zurück.

Abdallahs Augen funkeln vor Begierde. Ach dürfte er jetzt zulangen — trinken, essen — — nach Herzenslust!

Seine Blicke folgen jeder Bewegung der schlanken Hände, die den Teetisch zurecht machen.

Jetzt stellt sie die Tassen hin . . . jetzt die Teekanne mit dem dampfend heißen Getränk . . . jetzt die Zuckerdose . . . jetzt den Korb mit dickgeschnittenen Brotscheiben . . . jetzt die Butterdose . . . .

Inzwischen ist es fast dunkel im Zimmer geworden. Irmgard verläßt ihren Platz an der Nähmaschine, zündet die Lampe an und stellt sie auf den Tisch.

Abdallahs brennende Blicke bohren sich hinein in die Herrlichkeiten vor ihm . . . .

Da — ein Kanonenschuß — —

Tief atmet Abdallah auf und streckt die Hand nach der

Tasse aus, die Gerhilde ihm mit ihrem süßesten Lächeln reicht.

Gierig stürzt er das heiße Getränk hinunter.

Doch kein befriedigtes Schmunzeln. Zu einer Grimasse verzieht sich sein Gesicht.

„Hilde!" flüstert Irmgard erschrocken, mit einem Blick auf das merkwürdig helle Getränk. „Du hast wohl vergessen, den Tee hineinzutun?"

„O nein", lächelt Gerhilde mit dem unschuldigsten Gesicht von der Welt. „Sieh nur!"

Und ein listiges Augenzwinkern weist auf ein paar in dem Teetopf vereinzelt herumschwimmende Kamillentee-Blättchen, während ihre Hände dem Gast eine harte Brotscheibe zurechtmachen, wobei sie aufs peinlichste die Butter wieder abstreicht, so daß kaum ein Schimmer von Fett übrig bleibt.

„Sehr üppig scheint meine „kleine Gazelle" nicht zu leben", brummte Abdallah mißmutig.

Frau Mirjam murmelt etwas von „schlechten Zeiten", indes Abdallah sich beinahe seine Zähne ausbeißt an dem trockenen Brot. Argwöhnisch beobachtet er Gerhilde, die schon wieder aufgestanden ist und sich der Nähmaschine nähert.

„Um Allahs willen —" stöhnt er, die Hände abwehrend ausgestreckt.

Dann raunt er hastig Frau Mirjam etwas zu, worauf sie ihren Töchtern bedeutet, sie mit Abdallah allein zu lassen.

Nur widerwillig entfernen sich die Mädchen, nachdem die Mutter ihnen beruhigend zugewinkt hat.

Abdallah und Frau Mirjam sind allein.

Eine Weile verhält der Beduine sich schweigend. Dann knurrt er:

„Dafür, daß Abdallah der beste Freund des armen Bruno war, behandelt man ihn hier recht schlecht!"

Frau Mirjam steht auf und tritt einige Schritte zurück. Ihre Züge nehmen einen entschlossenen Ausdruck an.

„Abdallah war nie Brunos Freund", erwidert sie abweisend.

Er lacht.

„Na, also — der Freund der „kleinen Gazelle"! Das kommt auf eins heraus."

„Abdallah war auch nie der Freund der „kleinen Gazelle"!"

„Nicht?" höhnt der Beduine. „Wollte er sie nicht in seinem Harem aufnehmen? Wollte er nicht sogar ihretwegen seinen übrigen Frauen entsagen und nur *einer* Frau leben, wie ihr Christen es tut? . . . Wollte er nicht das alles und noch mehr tun? . . . Und die „kleine Gazelle" meint, Abdallah wär nie ihr Freund?"

„Nein, er war nie ihr Freund!" wiederholt Frau Mirjam fest. „Sonst hätte er damals nicht —" ihre Stimme sinkt zum Flüstern herab — „damals, als das — Unglück uns traf, durch sein Zeugnis dazu beigetragen, daß der arme Bruno —".

Der Beduine ist aufgesprungen. Dicht tritt er an die kleine, zierliche Frauengestalt heran.

„Als die „kleine Gazelle" damals zum Christentum überging —" zischt er — „da wußte Abdallah, sie war für ihn verloren. Aber er schwur, sich zu rächen: an ihr und an dem, der sie ihm nahm! Und —" fügt er mit diabolischem Lachen hinzu — „er *hat* sich gerächt!"

Ein Ausruf der Empörung ringt sich von Frau Mirjams Lippen. Voller Verachtung blitzen die schwarzen Augen den Mann an, der es wagt, sich als ihr Freund aufzuspielen und ihr solch haßerfüllte Worte ins Gesicht schleudert.

Ihre Ruhe bringt ihn nur noch mehr auf.

„Noch niemand hat es gewagt, sich Abdallahs Willen zu widersetzen!" knirscht er in ungezügelter Wildheit. „Nur damals die „kleine Gazelle"! Und jetzt — ihre Tochter, die „wilde Katze" da oben! Und ihr beide sollt es mir büßen! Beide! Bei Allah und dem Propheten!"

Wie die Augen eines Raubtiers glühen seine Pupillen Frau Mirjam an. Seine Hände ballen sich. Es ist, als wolle er sich auf die kleine, zierliche Gestalt stürzen und sie zermalmen mit seinen brutalen Fäusten.

Doch Frau Mirjam weicht nicht zurück. Unerschrocken, ohne mit den Wimpern zu zucken, begegnet sie dem wutentbrannten Blick.

Beide Augenpaare bohren sich ineinander — —

Und Frau Mirjam weiß: dieser Mann da vor ihr ist ihr Todfeind, *ihr* Todfeind und der ihres armen Mannes.

Und wie eine Erleuchtung kommt es über sie:

Dieser Mann ist schuld an deinem ganzen Unglück! Er hat Bruno ins Verderben gestürzt und sie mit ihm! Und dieser Mann will jetzt auch Gerhilde verderben.

„Nein! Nein! Nein!" schreit es in ihrer Seele auf.

Und plötzlich erwacht auch in ihr die ungezügelte Wildheit ihres Stammes.

Mit einem raschen Griff umklammert sie den Arm des Beduinen und schüttelt ihn mit einer Kraft, die man dem zarten Geschöpf nie zugetraut hätte.

„Du bist nicht nur mein Feind, du bist noch mehr!" zischt sie. „Du bist ein *Verbrecher*!"

Ein Wutschrei aus dem Munde des Mannes als Antwort. Doch ist sein Gesicht tief erbleicht, und in seinen soeben noch zornig funkelnden Augen flimmert etwas wie Angst.

Verächtlich schleudert Frau Mirjam den Arm von sich, den ihre Finger noch immer umspannt hielten.

„Geh'!"

„Also — Kampf auf Leben und Tod!" höhnt der Mann, den Mantel über die Schulter schlagend. „Wie du willst, meine „kleine Gazelle"! Aber vergiß nicht — wenn die „wilde Katze" da oben gezähmt zu meinen Füßen winseln wird, so hat sie es *dir* zu verdanken! Dir, die du Abdallah zu drohen wagtest!"

Frau Mirjam erwidert nichts.

Hochaufgerichtet, die Augen flammend vor Empörung, deutet sie mit einer gebieterischen Geste nach der Tür.

Und der Mann geht.

Noch einmal wendet er sein Judasgesicht nach ihr um, die unbeweglich, mit erhobener Hand, dasteht.

Dann geht er.

Krachend fällt die Tür hinter ihm ins Schloß.

X.

Seit dem letzten Besuch des unheimlichen Beduinen ist mit Frau Mirjam eine Veränderung vor sich gegangen.

Während sie früher mehr niedergedrückt war und den Eindruck einer unter einem schweren Geschick Leidenden machte — zeigt jetzt ihr ganzes Wesen eine ungewohnte Tatkraft.

Von jener folgenschweren Unterredung zwischen ihr und Abdallah hat sie ihren Töchtern nur das Notwendigste mitgeteilt.

„Ich habe ihn aus meinem Hause gewiesen. Er wird es wohl kaum wagen, wiederzukommen!"

Nichts weiter.

Aber ihre Augen flammten dabei in solch loderndem Zorn, daß Irmgard und Gerhilde ahnten, noch etwas Besonderes müsse die Ursache dieser plötzlichen Veränderung in dem Benehmen der Mutter gegenüber jenem Beduinen gewesen sein.

Zumal in Irmgards Köpfchen tauchen ganz eigentümliche Gedanken auf. . . .

Sie weiß, daß der Vater nicht die ganzen Jahre daher „im Ausland nach einer neuen Lebensstellung gesucht" hatte — wie die Mutter den Töchtern gegenüber als Entschuldigung seiner ständigen Abwesenheit stets angab — sondern vielmehr als „Verfolgter", ja als eine Art „Geächteter" spät abends im Dunkeln in ihr Haus geschlichen kam, um ebenso geheimnisvoll wieder zu verschwinden. Weiß auch, daß der Beduine die Eltern schon früher gekannt hatte, als noch der Glücksstern über ihren Häuptern erstrahlte. Weiß ferner, daß dieser selbe Beduine das Geheimnis ihrer Eltern in seinen Händen hält und versucht hat, mit dieser Macht auf Frau Mirjam einzuwirken. . . .

Ja, eine Ahnung davon dämmert sogar in Irmgards Hirn auf, daß der Beduine in das ganze Unglück ihrer Eltern mit verquickt ist. Nur weiß sie nicht, in welcher Weise.

Und die Erkenntnis all dieser Tatsachen quält und ängstigt das sanfte Geschöpf, dessen sehnlichster Wunsch ein Leben in Ruhe und Frieden ist.

Gerhilde hingegen ahnt nichts von den Sorgen der Mutter und Schwester. Ihr sonniges Naturell, die ihr angeborene Lebensfreudigkeit und Sorglosigkeit lassen sie frisch und wohlgemut in den Tag hineinleben — besonders jetzt, da die Zukunft für sie durch Heinz Hartungs Liebe in rosenrote Schleier gehüllt ist.

Jedesmal, wenn ein neuer Brief von ihm eintrifft, schließt sie sich in ihr Kämmerchen ein und liest ihn dort in stillster Einsamkeit so lange, bis sie ihn auswendig weiß. Und für einige Tage erstrahlen die großen schwarzen Augen dann stets in noch hellerem Glanz.

Nicht gewahrt sie den zärtlichen Mutterblick, der oft sorgenschwer auf ihr ruht. Nicht hört sie das heiße Gebet, das allabendlich aus dem gepreßten Mutterherzen zum Himmel emporsteigt:

„O allmächtiger Gott! Beschütze mein Kind, damit es nicht in die Gewalt jenes bösen Menschen komme, der es zu verderben trachtet!"

Doch Frau Mirjams Besorgnis scheint sich als unnötig zu erweisen.

Abdallah läßt sich nicht mehr blicken in dem kleinen Haus in der Via dolorosa.

(Fortsetzung folgt.)

Plattdütsch.

Dem Leben nacherzählt von Gabriele Reuter.

Ein junger Mann schlenderte durch die Straßen von Neuyork. Weiß Gott, er hatte Zeit, brauchte das Jagen und Hasten um ihn nicht mitzumachen. Ein Auto besaß er auch nicht. Übrigens war es in jenen vergangenen Jahren noch nicht üblich, daß jeder Stellung Suchende im eigenen „Ford" durch die Straßen fegte.

Der Hunger biß die Eingeweide des jungen Burschen und der hat wohl zu allen Zeiten dasselbe unangenehme Gefühl von Friedlosigkeit und rastlosem Suchen nach Etwas, das man nicht findet, hervorgebracht.

Der junge Mensch hob schnuppernd seine hübsche, feingeformte Nase. — Ein Bratenduft aus einem Restaurant zur Seite — das roch verdammt ähnlich wie bei Muttern daheim in dem pommerschen Landstädtchen, wenn sie Kalbskoteletten briet — ah — und dazu Milchreis, dick mit Zucker und Zimt bestreut und mit brauner Butter übergossen. Er schnalzte mit der Zunge und schmeckte die guten Dinge förmlich.

Ein Schwindel, eine Empfindung wie bei beginnender Seekrankheit stieg in ihm empor, so daß er sich müde und mutlos gegen die Mauer lehnen mußte.

— Wie oft hatte er seine gute Mutter warten lassen mit dem Mittagessen, das kalt und hart wurde. Ihm machte das nichts, wenn er auch eine Stunde zu spät kam, weil er mit seinen Kumpanen durch die Felder strolchte, wo sie Feuer anzündeten, gestohlene Kartoffeln brieten und vor dem Feldhüter davonjagten — hui — hinein ins Flüßchen, bis über die halben Hosenbeine hinauf naß geplanscht — da konnte der Kerl nicht nach, mußte sie laufen lassen — dann in einen Heuschober gekrochen, so trocknete das nasse Zeug schon wieder. Wie deutlich die Bilder aus der Knabenzeit plötzlich vor ihm standen — er fühlte förmlich die Ohrfeigen, mit denen ihn die Mutter empfing, wenn er naß, schmutzig, verstrolcht zu ihr heimkehrte — rechts und links klatschten sie — die Mutter hatte eine merkwürdige Kraft in den feinen, weißen Händen, sobald die Pflicht sie anfeuerte.

— Wollte der Junge dann wieder einlenken, und sagte, taumelig müde von allem Erlebten: „Na, wat gift et denn tau freten?" schwupp! saß ihm noch ein tüchtiger Klaps auf der schon brennenden Backe.

„Kannst du dich nicht in gutem Hochdeutsch ausdrücken? Ich hasse dieses Plattdütsch, was du mit deinen Freunden, diesen Bauernlümmels, redest! Dein Vater war ein gebildeter Mann und ich will dich auch zu einem gebildeten Manne erziehen — so Gott will!"

— Armes Muttchen — sähest du mich heut, dachte der junge Mensch und sein welkes Gesicht verzog sich zu einem mühseligen Lächeln. Mit der Bildung war's nicht allzu viel geworden, er verließ früh die Schule, lernte die Gärtnerei — sein Abenteuerdrang trieb ihn schon mit achtzehn Jahren über den Ozean.

Anfangs schien es, als wolle das Glück ihm lächeln. Sein Plan, eine Gärtnerei für feines Obst und Gemüse in der Nähe des aufblühenden Kurortes im paradiesischen Florida zu gründen, leuchtete sogar der Mutter ein, so daß sie einen Teil ihrer Ersparnisse dafür opferte. Wäre nicht die furchtbare Fieberepidemie hereingebrochen und hätte binnen wenigen Wochen Stadt und Gegend in eine Leichenwüste verwandelt . . . Er mußte alles Begonnene im Stich lassen und aus der verpesteten Luft entfliehen, um nur das nackte Leben zu retten. Aber was nun — was nun? Seit vierzehn Tagen irrte er vergeblich in dem fremden Neuyork umher, klopfte auf allen Stellenvermittelungsbureaus vergebens an. Alles, was er an Kleidern und Wäsche besaß, war bereits verkauft, — aus dem armseligen Kämmerchen, wo er gewohnt hatte, war er hinausgeworfen, sein Lager war schon ein dunkler Torbogen geworden — die Nächte waren verflucht kalt — und sein Äußeres wurde auch nicht gerade präsentabler durch das Nächtigen im Freien. Solche Situationen hatte man als Knabe höchst spannend gefunden, wenn man sie in Abenteuer-Büchern beschrieben fand, doch in Wirklichkeit waren sie keineswegs angenehm oder romantisch. Er krümmte sich — die Krämpfe in seinem armen, ausgehungerten Leibe begannen schon wieder — begleitet von diesem teuflisch verlockenden Bratenduft. Das Restaurant, an dessen Tür er lehnte, machte keinen besonders feinen Eindruck — in Wahrheit schien es nur eine simple Garküche. Ob er kühn hineinging und eine kleine Zechprellerei versuchte? Nein, in seinem zerrissenen, verstaubten Arbeitszeug durfte er es nicht wagen. Melancholisch betrachtete er den dicken Hausknecht, der heraustrat und umständlich an die Tür ein Plakat befestigte. Erich las in englischer Sprache: „Wegen plötzlicher Erkrankung des Küchenchefs ein gewandter Koch sofort gesucht."

Wilde Hoffnungen jagten in dem Hungrigen auf. Er packte den Hausknecht am Arm.

„Sie — das trifft sich ja prächtig — ich bin Koch und augenblicklich außer Stellung — —" so log er kühn, während der andere ihn mißtrauisch von oben bis unten musterte. „Well — kommen Sie und melden sich beim Boß"*).

Zehn Minuten später befand sich Erich in einer großen, schmutzigen Küche und kaute gierig an einem Stück Brot und einem Rest Fleisch, das er von einem Teller auf dem Abwaschtisch an sich gerissen hatte.

— — Ein Steak — ein Steak wird mir gelingen, dachte er, das habe ich mir ja oft genug gemacht — und Bratkartoffeln — was werden auch die Leute anderes fordern als ein Beefsteak . . .

„Ein Savory-Omelette —!" tönte es durch das Sprachrohr. Aus-erechnet mußte ein Gast solchen seltenen Wunsch verspüren. Himmel — Himmel, ein Gericht, das auch im Speisezettel der Mutter nicht vorgekommen war! Es war erstaunlich, wie schnell sich ein grauliches Gemisch aus verbrannter Butter und dito verbrannten Eiern herstellen ließ. Nach einer Viertelstunde stand Erich wieder auf der Straße.

Trotz dieser Niederlage hatte er etwas mehr Lebensmut gewonnen und las fleißig, wie er es seit vierzehn Tagen tat, die Plakate an den Geschäften, auf denen gesuchte Kräfte gebeten wurden, einzutreten. Bei einem Laden, in dessen Schaufenster hoch gestapelte Berge von silberglänzenden Konserven-Büchsen mit den Bildern unwahrscheinlicher Riesenfrüchte lockten, wagte er es, einzutreten.

Ein Verkäufer wurde gesucht. Wieder der mißtrauische Blick über seinen geflickten Anzug, seine zerfransten Hosen.

„Na — das ist nu so 'ne Sache . . ." murmelte der gemütliche, rotbäckige Inhaber vor sich hin.

„Ach, Sie sind Deutscher!" rief Erich beglückt. „Lassen Sie einen Landsmann nicht verhungern!"

„Ja — lieber Herr — Geschäft geht vor Menschenliebe. Ich möchte es ja wohl mit Ihnen versuchen. Aber ich habe da eine Bedingung — die ist schwer zu erfüllen . . . Und auf sie kommt es mir vor allem an."

„Sagen Sie sie mir bitte", stammelte Erich. Was konnte das nun wieder sein? Ach Gott — immer gab es Bedingungen! Er würde sie nicht erfüllen können . . .

Der rotbäckige Herr sah, wie der magere junge Bursche zu zittern begann, seine Lippen, seine Hände und Arme, seine Schenkel — alles an ihm begann zu schlottern.

„Sie sind wohl noch nicht lange in Neuyork? Haben Deutschland noch nicht lange den Rücken gekehrt? Aus welcher Gegend kommen Sie denn? Der junge Mann, den ich gebrauche, muß Plattdütsch reden können!"

Erich stieß einen Schrei aus, der halb ein Jauchzer war.

„Das kann ich —! Ich fühle die Ohrfeigen noch, die ich von meiner Mutter besehen habe, weil ich mich zu viel mit den Bauernjungens in Pommern herumtrieb."

„Nun da versuchen Sie Ihr Glück. Ich habe die besten Kunden in einer ländlichen Kolonie, ein paar Stunden von der Stadt entfernt. Aber die Kerls, alles Deutsche, die wollen nur kaufen, wenn man mit ihnen in der heimischen Mundart snakt! Also melden Sie sich morgen früh um sieben, Sie können doch ein Pferd regieren?" Erich nickte eifrig. „Sie finden Pferd und Wägelchen und einen Orientierungsplan, damit versuchen Sie Ihr Glück. Ich sage Ihnen aber gleich — ich habe noch zwei junge Leute zur Probe angenommen. Wer am meisten Konservenbüchsen an den Mann bringt, der wird engagiert."

Erich wollte sich mit strahlendem Gesicht verabschieden, da rief ihn der Ladeninhaber noch einmal zurück.

„Sie sehen mir aus, als hätten Sie ein gutes Mittagessen nötig, Landsmann — hier ist Vorschuß für morgen, daß Sie nicht schlapp machen!"

Am Abend des nächsten Tages fuhren drei Wägelchen bei der Konservenniederlage vor. Von zweien stiegen sehr feine, sehr modisch gekleidete Herrchen ab, und beteuerten wortreich, daß es ihnen leider am ersten Tage nicht möglich gewesen sei . . . Man müsse doch erst die Kundschaft kennen lernen. Dann kam der junge Erich, verstaubt, abgerissen, wie er gestern durch die Straßen geschlichen — aber der Kasten seines Gefährtes war leer — nicht eine Büchse befand sich mehr darin.

„Das hat eine Freude gegeben," rief er vergnügt, als der „Boß" zu ihnen heraustrat. „Die ganze Kolonie hatte ich um meinen Wagen, sobald die Leute merkten, daß ich mit ihnen in ihrem lieben, alten Platt snaken konnte. Was haben wir für Kindheitserinnerungen ausgetauscht, von „Püflenbraten" in der Asche, und vom Feldhüter, wenn er uns Jungens auf den Fersen war und wir in den Bach plantschten . . . Haben die alten, guten Kerls gelacht. — Ja, hier habe ich noch einen Zettel mit Aufträgen — ich soll bald wieder kommen. Bin auch zu einem Truthahn und

---

*) Boß heißt in Amerika der Arbeitgeber.

selbstgebrautem Bier eingeladen. Hab' gesagt, ich käme nur gegen einen ganz großen Auftrag."

Der rotbäckige Voß schmunzelte. Nun der Junge das alles so eifrig heraussprudelte, sah man erst, was er für ein bildhübsches Kerlchen war — und schwatzen konnte er auch! — dem fröhlichen Geplauder sollte mal einer widerstehen! Da hatte man ja einen guten Griff getan.

Während die beiden feinen amerikanischen Herrchen ärgerlich und voll Ungeduld dabei standen und nichts verstanden, als daß die Situation für sie nicht eben günstig ausschaute, schlug der gemütliche deutsche Kaufmann dem Landsmann munter auf die Schulter.

„Also — ich sehe, Sie verstehen das Geschäft. Nur weiter im Plattdütsch! Sie sind engagiert. Ich werde Ihnen die Adresse eines guten Schneiders geben. Lassen Sie sich auf meine Kosten einen neuen Anzug machen — ich ziehe es Ihnen dann in kleinen Raten vom Gehalt ab."

An dem Abend öffnete sich die Pforte zum Erfolg. Ein langer, arbeitsreicher Weg. Heute fährt Erich im eigenen Auto und nur noch zu seinem Vergnügen im alten deutschen Vaterlande umher und vergißt auch nicht, die alten Kindheitsfreunde zu besuchen und mit ihnen plattdütsch tau snaken.

Der Galgen.

Skizze von **Justus von Jan.**

Eine halbe Stunde von dem inneren Stadtgürtel entfernt, steht auf einem breit gelagerten Hügel der alte Wartturm. Wie ein Gnom hockt er zwischen hohen Buchen und guckt nur ein wenig mit seiner Mütze über ihre Kronen hinaus. Eine verwitterte Wendeltreppe führt hinauf, und man blickt von oben weit über Dörfer und Stadt bis zum Fluß und in die Ebene hinein.

Hier stand vor Zeiten der Galgen; auch heute noch sieht man die Krähen in Schwärmen auf dem Turm und in den Bäumen sitzen wie schwarze Kobolde; und wenn sie hoch in der Luft kreisen und krächzen, so meint man, es habe sich im Krähenvolk die Erinnerung an die Zeit der Ahnen, die ihre Verbrecher noch mit dem Strang in freier Luft zu den Unterirdischen verdammten, länger erhalten als bei den Menschen.

Von dem Galgenturm führt die Straße abwärts zu dem nahen Marktflecken Bergen. Man geht die lange Straße hinauf und kommt an dem ritterlichen Gutshof vorbei auf den Marktplatz. Das Rathaus steht mitten auf dem Platz, ein hochgiebeliger Fachwerkbau mit einem Glockentürmchen drüber; auf der Rückwand, die man zuerst sieht, das Steinbild eines langnasigen Burschen mit einer Schellenmütze. Ein Narr, denkt man, das Konterfei eines deutschen Pfahl- und Schildbürgers, von dem Baumeister hier verewigt, um die langen, weisen Nasen der Ratsherren zu kitzeln, aber ein geschwungenes Steinband wellt sich unter ihm, drauf steht: „Der Schelmb von Bergen". Der Narr ist der Scharfrichter, und der Scharfrichter ist von Adel.

Der Scharfrichter von Bergen schlich sich, so erzählt es die Sage, einst auf den Mummenschanz im Römer zu Frankfurt, tanzte unerkannt mit der Kaiserin selber und gewann einen Abend lang ihr Herz. Entlarvt war er dem Tode verfallen, der Kaiser aber — Barbarossa — faßte sich königlich, schlug ihn zum Ritter und ehrlich und rettete damit die Ehre der Kaiserin: — so ward der Henker ein Edelmann.

Das dürre Skelett des Galgens ist verschwunden, der Scharfrichter ist Bürger geworden, aber sein blutiges Handwerk lebt noch immer, und er selber steht unterm Schwert, das er führt. — Von dem Letzten aber, der dort oben am Galgen hing, erzählt man sich eine seltsame, wenig bekannte Geschichte, die keine Chronik, sondern nur der Volksmund aufbewahrt hat:

Es war ein Pferdeknecht in Bergen, fleißig, gutartig und still; nur wo ihm Unrecht geschah, brauste er auf. Infolge einer Schlägerei, in die er verwickelt wurde, ohne Schuld zu haben, kam er in den Turm. Als er wieder frei war, hatte sich sein Wesen verwandelt. Er wurde arbeitsscheu, kam herunter, und seitdem schwur er der Stadt Rache. Er raubte, plünderte, fiel Kaufleute an, aber die Armen schonte er. Schließlich fing man ihn, und er kam an den Galgen.

Schon ward er hochgezogen, und die Henkersknechte hingen sich an seine Beine, da plötzlich entriß sich dem Schwarm der Gaffer ein junges, hübsches Mädchen, die Tochter des Scharfrichters, und ehe man sie halten konnte, war sie schon unterm Galgen, schnellte sich empor und zerrte mit den Henkersknechten an den Beinen des Verdammten und warf die Füße, als wollte sie sich zu ihm hinaufschwingen. Allein der Strick war der unvorhergesehenen Last nicht gewachsen und riß, und der Knäuel stürzte zur Erde. Alles rannte herbei; ohnmächtig lag die Jungfrau unter dem Verbrecher, der mühsam die Augen aufschlug.

Man brachte die Maid wieder zum Leben, und als man sie ausfragte wegen ihres seltsamen Gebarens, gestand sie verwirrt, sie habe plötzlich über dem Gehenkten in der Luft den Erzengel Michael schweben sehen. Der habe mit seinem goldenen Schwert gegen den Strick einen Hieb geführt; der Strick habe zwar einen tiefen Schnitt bekommen, sei aber nicht gerissen. Der Engel aber habe nicht zum zweiten Male geschlagen, sondern nur ganz traurig auf den Strick und den Gehenkten herabgesehen. Da habe sie gemeint, sie müsse dem Engel zu Hilfe kommen und habe sich an die Beine des Verbrechers gehangen, bis der Strick gerissen sei, denn das sei gewiß der Wille des Himmels.

Der Verbrecher wurde begnadigt, die Retterin folgte ihm von Stund an und wurde sein Weib. Der Galgen aber wurde kurz danach abgeschafft.

Bunte Chronik

* **Der singende Regenwurm.** Der allen bekannte Regenwurm wird wohl allgemein für ein vollständig stummes Tier gehalten werden. Und doch hat der Freiburger Zoologe O. Mangold vor kurzem die unglaublich klingende Beobachtung gemacht und veröffentlicht, daß auch der Regenwurm die Fähigkeit besitzt, Laute hervorzubringen. Mangold hörte öfters eigentümliche Geräusche und Laute, die aus den Glasterrarien zu kommen schienen, in denen er seine Versuchstiere hielt. Die Laute waren meistens schmatzend, oft aber auch flötend, oder ähnelten den Geräuschen, die man hervorrufen kann, wenn man mit einem kleinen Hämmerchen auf ein straff gespanntes Blatt oder eine dünne Membrane schlägt, und waren bei ruhiger Umgebung noch in vier Meter Entfernung deutlich hörbar. Die Töne erfolgten oft einzeln, meistens aber waren sie zu ganzen Serien von gleicher Tonhöhe und vielfach wechselndem Rhythmus verbunden. Gelegentlich folgten die Laute so rasch aufeinander, daß sie wie ein Schnurren klangen. Auch Kombinationen dieser schnurrenden Laute mit Einzellauten kamen vor, wobei die Klangfarbe innerhalb der einzelnen „Takte" gleichmäßig zu sein schien — also moderne Gesangsmusik! Andere Tiere, die als „Musiker" hätten in Frage kommen können, befanden sich nicht in den Terrarien. Wahrscheinlich „singen" die Regenwürmer nur unter normalen Lebensbedingungen, d. h. wenn sie sich im Erdreich befinden. — Die wichtige Frage, welche Organe der Regenwurm besitzt, die zur Erzeugung von Lauten dienen können, beantwortet Mangold mit der Annahme, daß wahrscheinlich Bewegungen der Mundöffnung unter gleichzeitiger Veränderung des Schlundhohlraumes oder die Bewegungen zweier am Schlunde befindlichen Zungen die eigentümlichen Laute hervorbringen. Doch ist es, wie in der Halbmonatsschrift „Natur" dazu ausgeführt wird, nicht ausgeschlossen, daß die Geräusche durch die Borsten verursacht werden oder auch als Nebengeräusche des Kauens oder Schluckens aufzufassen sind. Mangold will seine interessanten Versuche fortsetzen und man darf wohl hoffen, daß in der nächsten Zeit Näheres über die „singenden" Regenwürmer bekannt wird.

*

* **Der Berliner ist doch so helle.** In einer englischen Zeitung, der „Daily News", werden die Reize von Berlin geschildert. Unter anderem berichtet der englische Beobachter begeistert von dem Kreuzberg, einem der höchsten Punkte Berlins, von dem aus man eine wunderschöne Aussicht bis nach Leipzig habe. — Merkwürdig, es sind schon so viele Generationen Berliner auf dem Kreuzberg gewesen, aber so helle sie auch sind, um vom Kreuzberg aus Leipzig zu sehen, dazu sind sie doch nicht hellsichtig genug. Wenn man solche Schilderungen auswärtiger Korrespondenten liest, so wundert man sich nicht mehr, daß über Deutschland die wunderbarsten Sachen erzählt werden. Nur, daß sie leider nicht immer so harmlos sind wie „das Märchen vom Kreuzberg".

*

* **Eine Doktor-Frage.** In einer Stadt der Vereinigten Staaten heiratete ein junges Paar. Er war Doktor, sie war Doktor, der Schwiegervater, die Schwiegermütter, die Brautjungfern waren Doktoren und auch die Mehrzahl der Festteilnehmer. — Muß das eine gesunde Ehe werden!

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.